

Dicke Flocken fallen, leise, fast ohne Wind.  
 Ein Fünkchen Lustigkeit glimmt in mein Herz,  
 Ich reiße meinen Rucksack hoch und renne auf die Straße.  
 Da steh' ich nun und kann wieder pfeifen.  
 Hauch steht um meinen Mund.  
 Ich laufe zum Bahnhof. — —  
 Wo will ich hin? Ich weiß noch nicht. Ich löse eine Karte  
 irgendwohin.  
 Und nun sitz' ich im Zuge.  
 Wie lange ist's her, daß ich in einem Eisenbahnwagen saß?  
 — — Man möchte Gott danken, daß man nicht immer in diesen  
 grauen, harten Wagen zu fahren braucht.  
 Draußen fliegt die Landschaft, im Bogen, in Zirkellinien, in  
 weichen Schwüngen. — —  
 Tote Bogen, ohnmächtige Flügel hat die Erde.  
 Und immer summt's und zirpt's in mir wie ein Heimchen. — —  
 Eine schüchterne Melodie.  
 Nun sehe ich die Menschengesichter an, die versorgten Frauen,  
 die zeitunglesenden Männer.  
 Merkwürdig, daß man auf einmal neugierig auf ein Zeitungs-  
 blatt wird.  
 Der Zug hält. — —  
 Steig' ich aus? Bleibe ich? — —  
 Ich renne aus dem Wagen, weiß selbst nicht wohin. — —  
 In die Landschaft hinein. — —  
 Es schneit! — — Es schneit! — —  
 Hinter mir geht im Schnee die Straße verloren. — —  
 Und doch klirrt's hinter mir, als ob ich eine Perlenschnur  
 Vogelsänge nachschleppe.  
 Auf einmal komme ich mir vor wie ein Handwerksbursche:  
 grau und freudlos.  
 Ich fange an zu frieren. Hunger habe ich auch.  
 Ich schleppe mich nur noch weiter.  
 Mit meiner Lustigkeit ist's aus.  
 Wie Stein ist mein Herz. Ich bemitleide mich selbst. — —  
 Kehre um, zurück zum Bahnhof, wo ich um die Mittagszeit  
 auslieg.  
 Es will Abend werden.  
 Meine Fußtapfen sind längst verweht.  
 Was fällt mir bloß ein? Bin ich ein Narr? Ach Gott, die  
 Zeit ist über mich hingegangen. Ich verstehe mich manchmal selbst  
 nicht mehr.  
 Und es schneit bis in alle Ewigkeit.  
 Oh, wenn ich nur ein Ziel hätte! Vor Monaten habe ich noch  
 darüber gelacht. — —  
 Ich habe nur einen Weg.  
 Und dieser Weg treibt mich in die Stadt, an den erleuchteten  
 Schaufenstern vorbei.  
 Da, da muß ich stillstehen!  
 In einem Ladenfenster steht neben Töpfen, Tassen und Kannen  
 ein tönerner Vogel: irden, blaugekringelt. Es soll wohl eine Nach-  
 tigall sein. — —  
 Die kaufe ich. — —  
 Und nun esse und trinke ich und bummle in einen Gasthof. — —  
 Es ist Abend geworden. — —  
 Hinauf, in die Kammer. — —  
 Es ist Licht da, sogar elektrisches Licht; aber ich knipse es  
 nicht an.  
 Ich suche mir meine Kerze aus dem Rucksack, und nun strahlt  
 sie auf wie ein fröhlicher Gedanke.  
 Draußen, am offenen Fenster, schneit's leise vorbei. — —  
 Ich gehe zum Waschbecken und fülle den irdenen Vogel halb  
 mit Wasser, setze mich auf den Bettrand, hauche in die Hände und  
 blase in den tönernen Vogel hinein. — —  
 Ein weicher, goldener, tiefer Ton lüllüllt und rüllt und trüllt  
 aus der Nachtigall für fünfundsiebzig Pfennige. — — Und schwebt hin-  
 aus, auf die Gasse, in den Schnee, wie Sommernachtshauch. — —  
 Und trägt mich durch Märchen, durch Menschenmärchen und  
 Waldmärchen.  
 Auf einmal muß ich anhalten. — —  
 Ich fühle auf einmal, wie mir das Herz stillstehen will. — —  
 Ich starre vor mich hin, lasse meinen Kopf tief sinken.  
 Da, wer rief mich?  
 Es hat mich doch einer gerufen, irgendwo in der Welt; weit,  
 so weit.  
 Wer rief mich denn? — —  
 Und nun sehe ich ihn ganz deutlich auf dem Sofa sitzen. Blind.  
 In der Wolljacke. — — Die Zeit rinnt aus seinen Uhren, tropft in  
 seine Hände, und er hält jeden Tropfen fest.  
 Hellwig heißt der Mann.  
 Der ruft mich.  
 Er kennt meinen Namen nicht. Er weiß nichts von mir. Und  
 doch ruft er mich, als müßt' ich ihm helfen.  
 Er ruft mich immerzu.  
 Da tret' ich ans Fenster, beuge mich tief heraus.  
 Draußen ist Nacht. Es schneit dünner.

Vielleicht steht er unten? — —  
 Ich renne aus der Kammer, fliege die Treppen hinunter, durch-  
 laufe die Straße. — —  
 Auf einmal fang ich an zu frieren, werde gewahr, daß ich ohne  
 Hut und Mantel im Gassenwind stehe, lache laut über mich und  
 renne zurück in meine Kammer.  
 Reiße mir die Sachen vom Leibe und werfe mich ins Bett.  
 Meine Beine sind eiskalt, ich muß sie reiben. — —  
 Oh, einmal lag ein Hund an meinen Füßen!  
 Ich zittere vor Kälte.  
 Morgen, in der Frühe, will ich losfahren. — —  
 Der Mann ruft immerzu, immerzu. Ich höre ihn bis in meinen  
 Schlaf hinein rufen.  
 Der Wind stößt ans Fenster.  
 Ich kuschele mich tief unter die Bettdecke.  
 Am Morgen nehme ich nur Hut und Mantel. Den Rucksack  
 laß ich zurück. — —  
 Wenn ich Glück habe, kann ich mittags schon bei Hellwig sein.  
 Es schneit nicht mehr. Nur ein leiser, besinnlicher Wind  
 geht. — —  
 Die Stimmen der Menschen auf den Straßen, die Fuhrwerke,  
 das Kindersingen; alles ist wie gedämpft.  
 Der Zug trödelt in den Tag hinein. Ich sitze in einer Wagen-  
 ecke und male mir das Wiedersehen mit Hellwig und seiner Tochter  
 vor. — — Und dann halte ich an und frage mich: Was willst du  
 eigentlich beginnen? Und nun werde ich auf einmal hoffnungslos.  
 Ich möchte wieder umkehren, dann will ich wieder bleiben.  
 So schaukelt meine Stimmung zwischen weiß und schwarz.  
 Und der Himmel ist grau.  
 Drüben, in den Dörfern, die im Schnee vergraben liegen, wer-  
 den in den Stuben blubbernde, knisternde Öfen stehen. In der  
 Ofenröhre schmoren und schnurren Bratäpfel. Oh, der Geruch!  
 — — Paradies. — — Der Bauer sitzt im Winkel und schläft. Im  
 Aufwachen denkt er: Der Ofen ist warm. Steht denn Wasser in  
 der Ofenröhre? Als er sich überzeugt hat, daß wirklich Wasser  
 in der Ofenröhre steht, sogar Wasser, das vor sich hinsimmert, holt  
 er sich ein Waschbecken, wäscht sich, behäbig lächelnd, die Füße,  
 und trocknet sie mit der bunten Schürze seiner Frau ab.  
 Und der schöne Bratäpfelduft. — — Oh, ist das ein seliges  
 Leben! Der tiefverschneite Abend macht einen kleinen Spalt auf.  
 Der ist ganz von Gold. Und von Abend zu Abend wird er größer;  
 und wenn der Dezember dreiviertel ist, kommt das Christkind  
 durch diesen Spalt gefahren. Oh, ist das ein seliges Leben!  
 Ein Park fliegt vorbei mit kahlen Riesenbäumen. — —  
 Wißt ihr's noch? Sommer war's. — — O grüne Götter! Eure  
 Baumkronen berührten sich. Das Licht war geheimnisvoll, das  
 durch eure Blätter rieselte. Wie auf dem Grunde des Meeres war's.  
 B's in den Eisenbahnwagen fühl' ich's, wie kühl und frostig ihr  
 jetzt seid. — — Oder schlaft ihr, grüne Götter? — —

(Schluß folgt)

## Handels-Nachrichten

### Der deutsche Außenhandel in Uhren, Edelmetall- und Schmuckwaren im Juli 1928

Im Vergleich zu den letzten Monaten und vor allem zu dem Juli 1927 sind die Ergebnisse des deutschen Außenhandels in Uhren, Edelmetall- und Schmuckwaren im Juli 1928 nicht ganz befriedigend. Die Ausfuhr der hier in Betracht kommenden Gruppen hatte im Juli 1928 einen Wert von insgesamt 14,32 Mill. RM gegen 15,92 Mill. RM im gleichen Monat des Vorjahres, während sich die Einfuhr von 2,79 auf 3,69 Mill. RM hob. Die Aktivität des Außenhandels ging also von 13,13 auf 10,63 Mill. RM zurück. Der Rückgang des Ausfuhrwertes ist weitaus am meisten auf die — volkswirtschaftlich am wenigsten bedeutsame — Gruppe der Edel- und Halbedelsteine zurückzuführen, sodann auf die Waren aus Edelmetallen, die um 373 000 RM oder 8,4 % zurückgingen. Besonders bemerkenswert ist es, daß die Uhren zwar der Menge nach einen erheblichen Ausfuhrückgang aufwiesen, dem Werte nach jedoch einen viel geringeren; so sanken die Taschenuhren mengenmäßig gegenüber dem Juli 1927 um 14,2 %, wertmäßig aber nur um 0,2 %, die Großuhren mengenmäßig um 16,2 % und wertmäßig nur um 4,7 %. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß diese Erscheinung im wesentlichen auf die (durch die Zusammenschlüsse gefestigten) Preisvereinbarungen innerhalb der Uhrenindustrie zurückzuführen ist. Die Tatsache, daß die Edelmetallwaren einen Rückgang um 8,4 % erlitten, während die Doubléwaren ihren Stand vom Vorjahre hielten, wird zu einem erheblichen Teile ihren Grund darin haben, daß die jungen Edelmetallwaren-Industrien verschiedener fremder Staaten mit der deutschen Industrie erfolgreich in Wett-